

Oliver Spilker

Von Sehr gut bis Ungenügend

Einblicke in die Welt der Schule



Herbert Utz Verlag
München

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Spilker, Oliver:

Von Sehr gut bis Ungenügend : Einblicke in die Welt der Schule /
Oliver Spilker. – 2. Aufl. – München : Utz, 1999

ISBN 3-89675-914-2

Copyright © 1999 Herbert Utz Verlag GmbH München

Printed in Germany

Druck und Bindung: drucken + binden gmbh München

Geleitwort	9
Ein paar Worte am Anfang	11
Von dem Versuch, der alltäglichen Gewalt zu trotzen	13
Von multireligiösen Versuchen	17
Von der Schwierigkeit des Kaffeegenusses	19
Von der Freiheit des Chaos	21
Von der Sehnsucht nach gebügelten Hemden	27
Vom unsichtbar Erkennbaren zwischen Seele und Herz	29
Von schönen Tagen	31
Von Ferien, die gar keine sind	33
Von Erinnerung und Dankbarkeit	35
Von Nestwärme und Coca-Cola	37
Vom Sehen mit dem Herzen	39
Von Schulhausgerüchen und anderen Nebensächlichkeiten	47
Von Prinzen, Prinzessinnen und der Reise nach Sodom	51
Von Aufsichtspflichten und was man dafür hält	55
Vom Petzen und übleren Dingen	59
Vom Reiz der ersten Stunde	67
Von Kleinigkeiten, die keine sind	73
Vom Glauben an Gott und was davon bleibt	77
Von Noten und anderen Grausamkeiten	81
Von Schulräten und Lehrerängsten	87
Von Toiletten und der Schwierigkeit seine Notdurft zu verrichten	91
Von Konferenzen und dergleichen	95
Von Sonderlingen und anderen Normalen	99
Von Flüchen und Lobgesängen am Steuer meines Kleinwagens	105
Vom Tod und anderen offenen Fragen	109
<i>Brief an meinen toten Schüler</i>	113
Von den Armen im Geiste	115
Von dem, was morgen ist	119

Der Lehrer hat die Aufgabe, eine Wandertruppe mit Spitzensportlern und Behinderten bei Nebel durch unwegsames Gelände in nordsüdlicher Richtung zu führen, und zwar so, daß alle bei bester Laune und möglichst gleichzeitig an drei verschiedenen Zielen ankommen.

Prof. Dr. Wolf Müller-Limmroth

*Für Sammy
und alle Kinder
die keine Kindheit haben*

Geleitwort

Als „Springer“ in der Schule arbeiten zu müssen, das erfreut sich in der Regel nicht allzu großer Beliebtheit: man wechselt von einer Krankheitsvertretung zur anderen. Für einen Religionspädagogen heißt das darüber hinaus: von einer Schule zur anderen. Immer wieder neue Gebäude, neue Kollegien, neue Rektorinnen und Rektoren. Für einen der sensibel und wach die Vielfalt an Eindrücken aufzunehmen und zu verarbeiten vermag, die ihm im Schulalltag begegnen, erschließen sich so aber auch immer wieder neue Quellen des Beobachtens und Verstehens: Von Gerüchen einer Schule bis zur je eigenen Atmosphäre, die in ihr herrscht; die Kinder und Jugendlichen in ihrer Existenzweise als Schülerinnen und Schüler. Ein Insider des Schulgeschehens in der Rolle des „Outsiders“, des Fachlehrers und vor allem des immer wieder Neuen – das bietet Chancen, sofern er eingeschliffene Verhaltensweisen sehen und auch benennen kann. Und wenn das mit einer aufrichtigen Parteinahme für die wichtigsten Personen in der Schule, den Schülerinnen und Schülern verbunden ist, werden die Beobachtungen oft genug zum Spiegel, der einem vorgehalten wird und zum Nachdenken nötigt. Aber wo das mit soviel Witz und Humor geschieht, kann man sich das schon gefallen lassen.

Zwischen theoretischer und praktischer Fachliteratur klafft oft genug eine Lücke, wo Brücken hilfreich wären, die beides miteinander verbinden: die unmittelbaren praktischen Erfahrungen und die wissenschaftliche Reflexion; das, was sich im Schulalltag angeblich bewährt hat, und die theoretischen Ansätze, die neue Sichtweisen zugänglich zu machen versuchen. Dieses Büchlein ist so eine Brücke. Man findet sich mit eigenen Erfahrungen wieder und kommt ins Nachdenken, sieht das Vertraute unter einem ganz neuen und ungewohnten Blickwinkel.

Schule als Erfahrungsraum – das ist aus einem guten Grund zu einem wichtigen Stichwort geworden. Hier wird es in einer überraschenden Lebendigkeit mit eigenwilligen und doch einleuchtenden Akzentuierungen aufgenommen, damit auch auf unterhaltsame und zugleich anrührende Weise das Nachdenken über die Schule in Bewegung kommen bzw. bleiben möge.

Dr. Frieder Harz

Dr. Frieder Harz ist Professor für Religionspädagogik im Fachbereich für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit der Evangelischen Fachhochschule Nürnberg.

Ein paar Worte am Anfang

„Und Sie machen das freiwillig...?“ Ganz ungläubig werde ich angeschaut, so als ob ich nicht ganz dicht wäre. Nun schon fast vier Jahre als mobile Reserve in München von einer Schule zur anderen zu springen, immer nur Lückenbüßer für Kranke und Kurende, für Schwangere und Ausgebrannte, das kann es doch nicht sein, oder?

„Und dann auch noch Religion, Sie ärmster, Sie!“ Und mit einer Mischung aus Mitleid und Bewunderung schaut man mich an. Und wenn ich alte Studienfreunde nach langer Zeit mal wieder treffe, dann habe ich immer das Gefühl, mich verteidigen zu müssen, wenn sie sagen „Ach machst du das etwa immer noch...?“

Ja, zwar nun im letzten Jahr, dann werde ich in Landshut eine neue Aufgabe übernehmen, aber zur Zeit mache ich es noch, und ich mache es gerne. Denn das Neue reizt mich und langweilig oder eintönig ist es in den letzten Jahren nie gewesen. Und Menschen bin ich begegnet, so vielen und so verschiedenen, Höhen und Tiefen habe ich erlebt, zum Lachen und zum Weinen war mir.

Und von alldem handelt dieses Buch: ein persönlicher Versuch, das Erlebte in mir selbst zu bewahren,

Oliver Spilker – München, im August 1998

1

Von dem Versuch, der alltäglichen Gewalt zu trotzen

Er läßt meine Hand nicht los, hört nicht auf, zu erzählen – von Freunden, die gar keine sind, die ihn nicht mitspielen lassen, von den Lehrern, die er am liebsten „killen“ würde, von der Mutter, die er nicht mal mehr morgens sieht, von dem Vater, den er gar nicht kennt. Der Weg zur U-Bahn ist kurz. Viel zu schnell heißt es „bis Montag, schönes Wochenende!“ Ob es schön wird?

Das muß die Chance dieses Jobs sein, dieses rastlosen Springens von Schule zu Schule, von Klasse zu Klasse, von Kind zu Kind, von Mensch zu Mensch: „Erzähl doch mal, ich hör' dir zu!“

Wenn mir das gelingt in den ersten Stunden, in den ersten Minuten – die Herzen der Kinder zu erreichen, dann schaffe ich es vielleicht auch – mit ein bißchen Humor – ihre Seelen zu streifen.

Nein, keine billigen Späße, keine Witzestunde und kein Kinderkram. Aber ein befreidendes Lachen öffnet oft ängstliche Münder, und wer mit mir lacht, kann so übel nicht sein. Nicht heilen, nicht therapieren, ja nicht einmal helfen werde ich ihnen können, ihnen allen, den Großen und Kleinen, ihnen allen, die leiden an der Antarktisstimmung ihrer Welt, ihrer Stadt, ihrer Familien, die leiden an der täglich

alltäglichen Gewalt, die oft so versteckt ist, daß wir es schon für normal halten. Nur ein kleines Zeichen kann ich ihnen geben, daß sie erkennen: Das Leben ist das Leben wert. Augenblicke des Durchatmens, Momente, die helfen das Faß nicht gänzlich zum Überlaufen zu bringen. Und wenn es gut läuft, auch Sekunden einer Ahnung: Ich bin etwas wert.

Rosi* kommt mit verheulten Augen zur ersten Stunde Religion. Ihre Mutter habe sie mal wieder geschlagen. „Mich auch“, fällt ihr die Nachbarin ins Wort. Aber das sei normal. Sie steht auf und will mir ihre blauen Flecken zeigen. „Ins Internat soll ich“, sagt Rosi. Aber sie ginge heute sowieso nicht mehr nach Hause, zu der alten Kuh. Haß und Wut in ihren Augen. Aber vielleicht würde ihr Vater das ja bald erledigen – scharfe Messer gäbe es zu Hause genug. Die Scheidung stünde kurz bevor, die Neue vom Vater sei auch völlig daneben, scheißegal! „Meine Mutter, nein, die hat nie Zeit für mich gehabt.“ Rosi hat zu Hause kein Frühstück bekommen. Jetzt sitzt sie mit Coladose und Milky-Way vor mir. Was soll ich machen?

Natürlich lasse ich sie essen. Vielleicht trickst sie mich aus, aber wenn schon. Besser, als mit wirklich leerem Magen dasitzen zu müssen. Wir sind erst zwei Wochen bei einander, aber die Atmosphäre ist offen und vertraulich wie selten zuvor. Wie ist das mit der Gewalt zu Hause, frage ich die 14jährige und es scheint so, als hätte ich einen Bann gebrochen, mit einer Nadel den mit Wasser gefüllten Ballon zum Platzen gebracht. Es ist, als hätte ich eine Frage gestellt, die diese Kinder in der Schule, in der sie doch so viele unsinnige Fragen beantworten müssen, noch nie gehört haben. Und sie erzählen, alle. Auch der schweigsame Maik, von der Mutter geschlagen und vom Vater, der noch den

* Alle Namen – bis auf einen – wurden geändert.

Gürtel aus der Hose zieht. Man könne sich dann eben nur noch ducken. Von Schlägereien auf dem Schulweg erzählen sie, wo keine Pausenaufsicht das Schlimmste verhindern kann, von Messern und Steinen, von Fäusten und Springerstiefeln, von grausigen Geschwistern, mit denen man zusammenleben muß – bis zu sechs Kinder in einem Zimmer. Was für Wohnverhältnisse: In drei Zimmern zu acht, in vier Zimmern zu viert. Da ist kein Platz für ruhige Hausaufgaben, und wenn pausenlos der Fernseher läuft, erst recht nicht. Fluchtpunkt bleibt die Tischtennisplatte im Park.

Täglich alltägliche Gewalt. Nein, das war kein Täuschungsmanöver arbeitsfauler Pubertierender, die den neuen Lehrer einseifen, um keinen Unterricht machen zu müssen. Blaue Flecken, Haß, Angst und Tränen sind echt – leere Augen kann man nicht vortäuschen. Und entlassen in ihre Welt gab es doch Momente des Verschnaufens, des Verstehens, Sekunden der Erleichterung – auch wenn es im Alltag weitergeht wie immer. Zufriedenere Gesichter, nicht befreite, nicht glückliche, aber eben erleichterte. Zurück bleibt ein Lehrer, der all ihre Einsamkeit nur dem anbefehlen kann, in dessen Namen er hier gesessen und nichts weiter getan hat, als zuzuhören und sein kluges Maul zu halten.

An der Tür dreht sich Rosi um: „Wäre schön, wenn Sie bei uns bleiben“.

Ich spüre: Es hat Sinn gehabt. Fünf Wochen Förderschule für Lernbehinderte. Wie das klingt „Lernbehindert!“ Sozial am Ende, sonst nichts!

2

Von multireligiösen Versuchen

Neunte Klasse: Ein Hindu, zwei Moslems, zwei Buddhisten, zwei Christen. Was für eine Chance! Welch geballte Ladung Gesprächsstoff – wenn es gelingt. Vor allem die Moslems ereifern sich für ihre Sache. Ich will ein Schreibgespräch machen: Was ihnen hilft, an Gott zu glauben, was sie manchmal an Gott zweifeln lässt. Ohne Worte, nur auf dem Papier sollen sie sich unterhalten, mit Bleistift und Radiergummi. Eine mehrfach erprobte, bewährte Methode. Dann das: Die beiden Moslems lassen die Stifte fallen. Entsetzen auf ihren Gesichtern. „Das dürfen wir nicht, wenn das mein Vater erfährt, was wir hier machen.“ Totalverweigerung. Nein, sie würden nicht zweifeln, auch nicht ein bißchen, auch nicht manchmal.“ Wer nicht an Gott glaubt, wird vom Teufel geholt.“ Totale Blockade. Sie erzählen von Auswüchsen ihres Glaubens: Daß sie nachts nicht pfeifen dürften, weil sonst der Teufel käme, auch Kaugummi wäre verboten, da man dabei auf das Fleisch der Verstorbenen beißen würde. (Das katholische Abendmahl kommt mir in den Sinn ...) Nein, abergläubisch seien sie nicht. Die Christen hören aufmerksam zu und gestehen ein, ihre Bibel weit weniger gut zu kennen wie die Moslems ihren Koran. Die Buddhisten schweigen – wie der Erhabene selbst. Am Ende malen wir alle ein Mandala-Bild. Ruhe und Eintracht. Eine Stunde ohne Gewalt, ohne Haß und ohne tötende

Worte. Der Rektor, immer im weißen Physikerkittel, fragt mich auch nach dieser Stunde, wie es gelaufen sei. Immer väterlich besorgt und jederzeit bereit, Störer und Querulantin im Rektorat mit Sonderaufgaben wieder auf Linie zu bringen. Das Kollegium ist hier sehr nett. In den Pausen gibt es Kaffee. Oh nein, das ist nicht selbstverständlich:

3

Von der Schwierigkeit des Kaffeegenusses

Nein, Getränke gäbe es hier nicht. Auch keine Automaten. Das Lehrerzimmer ist genauso kalt und heruntergekommen wie das übrige Schulgebäude. Verdreckt, verschmiert, die Wände kahl, jedes Wort hält vor sich hin. Schön dagegen die großzügigen Klassenzimmer, montessorimäßig dekoriert mit Teeküchen und Erzählteppichen, mit Sofas und Spielecken. In der Pause gäbe es Kaffee ...

Nachdem der Rektor mich eine Stunde früher hat kommenlassen, nur um mir schnell den Stundenplan zu geben, den ich schon längst habe, sitze ich nun, nach kurzer Abfertigung, auf die Pause harrend am – wie könnte es anders sein – runden Tisch im Lehrerzimmer.

In der Kaffeemaschine ist kein Kaffee. Die Kollegin setzt eine Kanne auf, verteilt dann auch den schwarzen Duft in schon bereitstehende Tassen und blickt zweifelnd zu mir herüber. Der Kaffee sei immer genau abgezählt, da viele ja auch Tee tränken. Für jeden eine Tasse. Aber vielleicht sei ja für mich noch ein Schlückchen übrig. Hätte sie „Schluck“ gesagt, es wäre der Großherzigkeit zu viel gewesen. „Schlückchen“, meinte sie, und „vielleicht“. Nun gut. Es blieb dann tatsächlich noch ein Restschlückchen für den Ersatzkollegen übrig. Aber zu früh gefreut. „Ja, wissen Sie,

also hier hat ja jeder seine eigene Tasse und, naja...“ Sie könnte ja mal nachschauen und dann murmelt sie etwas von Pappbechern und Ökologie. Die Suchaktion erstreckte sich dann auch nur auf zwei Regalfächer und wurde mit einer kurzen Äußerung des Bedauerns abgebrochen. Wieder murmelt sie etwas vor sich hin „Pech gehabt“ oder so und lässt sich dann gerne in ein Gespräch mit einer anderen Kollegin verwickeln. Jedenfalls bekomme ich hier ohne eigene Tasse und Vorbestellung am runden Montessoritisch keinen Kaffee.

Wenn schon die Lehrer hier so ... – wie dann wohl erst die Schüler drauf sind ...?

4

Von der Freiheit des Chaos

Vom autoritären Lehrkörper meiner letzten Hauptschule abgeschreckt und voller Hoffnung auf mögliche Alternativen im Umgang zwischen Lehrer und Schüler, Schüler und Schüler, Mensch und Mensch, voller Erwartungen auf eine bessere Pädagogik, beginne ich mein Wirken in der Montessorischule. Die Kaffee-Erfahrung mag ein Vorgeschmack dessen gewesen sein, was mich erwartet:

Ich betrete das Klassenzimmer. Nichts Besonderes, mag man denken, aber kaum habe ich den Fuß über die Schwelle gesetzt, landet ein Schuh vor mir. Sein Besitzer hebt ihn zwar auf, beachtet mich jedoch nur kurz und lässt sich weiter nicht beirren. Ein cooles „Hallo“ und weg ist er. Dritter Jahrgang Grundschule. Toben, Raufen, Schreien. Ein anderer Schüler scheint mich bemerkt zu haben, spricht sogar mit mir: „Haben wir jetzt Reli“?, fragt er und räkelt sich dabei lässig auf dem Sofa. „Kein Bock“ kommt es aus einer anderen Ecke. Jemand hämmert kraftvoll, ja animalisch gegen die Fensterscheibe, die aus Panzerglas sein muß, denn sie trotzt der Gewalt. Eine kleine zierliche Frau mit „selbstgetöpfertem Seidentuch und gebatikten Jesuslatschen“ spricht ganz ruhig mit irgend jemand ach nein, sie flüstert es in den Raum: „Hey, hört doch mal bitte zu, alle Katholischen ...“ Ihr Anliegen, die Schüler zu trennen, kann

sie nicht durchsetzen. Ich platze und brülle wie zuletzt auf der Bühne meines alten Gymnasiums in der Rolle des Zettel im Sommernachtstraum: „Alle Evangelischen ins Religionszimmer!!!“. Dann verlasse ich fluchtartig den Raum. Mein Schrei muß überzeugend gewesen sein, denn sogleich überholen mich die jungen Protestanten links und rechts – um nicht zu sagen oben und unten – und stürmen den langen Gang der Baracke brüllend hinunter. Ohne diesen Vortrupp hätte ich wohl jenes rettende Zimmer auch nicht gefunden, denn kein Schild, keine Zahl, kein Hinweis hilft dem Neuling. Farben sollen die Wände angeblich zur Unterscheidung haben. Da diese aber alle beschmiert sind, ist es nicht leicht, die jeweils dominierende Farbe auszumachen. Endlich habe ich die richtige Tür entdeckt. Und wieder ein Kreischen, Schlägern und Toben. Sie ist verschlossen. Natürlich habe ich keinen Schlüssel...

Vorn am Gang steht ein kleiner Junge, abseits der schreienden Schar und hält sich die Ohren zu. „RUUUHE“ brülle ich mit mephistophelischem Blick und bin von der Wirkung dieser angeblich vier Buchstaben selber überrascht. Der kleine Junge atmet auf, ein anderer weist mich zurecht: „Unsere Lehrer schreien hier aber nicht.“ „ABER ICH!“ brülle ich ihn an und er verstummt, für kurze Zeit nur, denn nachdem ein anderer inzwischen den Schlüssel geholt hat und der Raum nun endlich geöffnet werden kann, stürmt der ganze Troß kreischend hinein und erobert binnen weniger Sekunden den Raum. Bälle fliegen durch die Luft und prallen an Köpfen ab. „Hinsetzen! Bälle weg! Ruhe jetzt!“ Ganze Sätze würden ihre Wirkung verfehlten.

Das Kennenlernspiel habe ich abgebrochen. Ich versuche es mit der Gitarre und ein paar flotten Liedern. Das hat bisher noch jeder Dritten Spaß gemacht. Keine Chance. Ich versuche es trotzdem und scheitere. Die Kollegin, die ich

vertrete, würde immer Geschichten erzählen und sie würden ein Bild dazu malen. „Das nächste Mal“, verspreche ich. Die Stunde ist ohnehin bald vorbei. Ich blättere die Hefte durch. Tatsächlich: Kein einziger Eintrag, nur Bilder, mal schön, mal lustlos gekritzelt.

Ich warte auf den erlösenden Gong, auf ein Klingeln oder sonstiges Zeichen, das diesen Horror beenden könnte; vergeblich, das gibt's hier nicht. „Die Stühle müssen aufgeräumt werden. Keiner verläßt den Raum.“ Einer gelangt zur Tür, reißt sie auf, alle anderen mit donnerndem Getöse hinterher. Ich selbst trage die entliehenen Stühle ins Nebenzimmer zurück. Eine Schülerin im Rollstuhl sitzt noch an ihrem Platz. „Mich haben die wieder vergessen, die vergessen mich immer...“ Ich bringe sie ins Klassenzimmer zurück. „Nicht so schnell“, ruft sie warnend, „ich bin schon oft umgekippt.“ „VORSICHT“ brülle ich in den Gang. „Das hören die nicht...“ Ihre Stimme klingt traurig.

Neue Stunde, neues Glück: 1,2,3,4,5,6 auf die eine Seite, 1,2,3,4,5,6 auf die andere. Wir machen ein Quiz – oh göttlicher Einfall! Es funktioniert und Spaß macht es den Kindern wohl auch. Sogar zwei Stühle werden aufgeräumt – für mich bleiben nur noch drei – welch ein Fortschritt. „Wir sind hier keine Insel der Seligen...“ Ein netter Kollege versucht, mich zu trösten. Das erwarte ich schon gar nicht mehr, aber ein höllisches Durcheinander muß es ja nun auch nicht sein. Der Kollege vermag meinen Kummer zu teilen. Er scheint überhaupt der einzige hier zu sein, der an der Montessoripädagogik bzw. ihrer Umsetzung in den Schulbetrieb vor Ort seine Zweifel hat. Und so philosophieren wir über den ewigen Versuch der Pädagogik, das richtige Maß zu finden zwischen Eingrenzung und Grenzenlosigkeit. Der Blick auf die Uhr mahnt uns jedoch, erneut in die Raubtierhöhle einzutauchen.

Daß die Stunde erst 15 Minuten später beginnt, weil die Kollegin überzieht und die Kinder erst in hektischer Ruhe ihre Freiarbeitsspiele aufräumen müssen, regt mich nicht weiter auf – im Gegenteil! Nachdem nun zwölf Schüler weitere 10 Minuten brauchen, um einen Stuhlkreis zu bilden, Bälle hinter sich zu lassen, Fäuste zu entkrampfen und Wasserbomben zu entladen, und nachdem dann weitere 5 Minuten im Chaos verschwinden, greife ich zu dem letzten Mittel, dem letzten Strohhalm, der mich davor bewahren soll, gänzlich im Sumpf der Nichtakzeptanz zu versinken: „Hefte raus – Diktat!“ Ich schreibe ein Gedicht an die Tafel und lasse es abschreiben. Wer ist das nur, der diese kleinen Menschlein da so boshaft anschaut, der ihnen am liebsten allen gnadenlos die Wiedereinführung der körperlichen Zucht an den Hals wünscht? Wer ist das da an der Tafel, den 12 Knirpse so dermaßen aus der Fassung bringen können? Ich weiß es nicht. Ich bin es jedenfalls nicht!

„Das darf man an dieser Schule nicht, so abschreiben lassen zur Strafe und so...“ Jörg belehrt mich listenreich und droht gar, den Dietrich zu holen, jawohl, bei dem wolle er sich beschweren. Dietrich ist der Vorname vom Direktor. Nachdem ich ihm in unmißverständlicher Art und Weise deutlich gemacht habe, wer hier der Chef ist, schreibt er.

Die übrigen Wochen verlaufen ruhiger. Ich habe gelernt, mit den Besonderheiten hier zu leben. Ich fange grundsätzlich 15 Minuten später an und beende meine kläglichen pädagogischen Versuche 5 Minuten früher, erzähle ein paar Geschichten und lasse malen, malen, malen.

In den höheren Klassen, und das ist das erstaunlich Erfreuliche, gelingt der Zugang besser. In der 6. und 9. Klasse sind gute Stunden, sinnvolle Gespräche und offene Ohren vorhanden. Vielleicht haben die älteren Montessori-Kinder sich in der Grundschule genug ausgetobt und sind das Cha-

os leid. Ich erahne, daß ich das Konzept dieser Schule in fünf Wochen nicht durchschaut haben kann. Ich weiß aber ganz bestimmt, daß ich bei einem Dauereinsatz hier dem sicheren Herztod entgegensehen würde.

Mein zweiter Einsatz an dieser Schule – ein paar Monate später – verläuft angenehmer, das muß ich fairerweise hinzufügen.

Es gibt sogar Kaffee.

Auch die Schüler scheinen friedlicher geworden. Oder bin ich nur gelassener und gütiger als beim ersten Mal? Ich spüre, wie jede Erfahrung nur eine Momentaufnahme sein kann und ständig durch neue Erlebnisse bereichert wird.

Von der Sehnsucht nach gebügelten Hemden

Wenn ich das Bügelbrett aus der hintersten Ecke des Schlafzimmers hole und mich freudig an die liegengebliebenen, völlig zerknautschten Oberhemden heranwage, dann ist das immer ein sichtbares, ja alarmierendes Zeichen dafür, endlich einmal ein unmittelbar erkennbares Ergebnis einer sinnvollen Beschäftigung sehen zu wollen. Was zuvor wie ein alter Putzlumpen aussah, hängt nun ordentlich auf dem Bügel und entfaltet den Duft von Sauberkeit und biederem Buchhalterflair. Was zerknittert war, ist nun glatt geworden – durch meiner Hände Arbeit! Gibt es etwas Schöneres, als nach 12 (in Worten zwölf) gebügelten Hemden, des Stehens müde, aber zufrieden nun den wohlverdienten Kaffee einnehmen zu dürfen!?

Sehen, was man getan hat! Wie ein Taxifahrer, der am Abend Kilometer und Trinkgeld zählt, wie ein Maurer genau feststellt, wie weit er heute dem Richtfest wieder näher gekommen ist, wie ein Arzt am Abend genau weiß, wie vielen Menschen er geholfen hat, so brauche auch ich ab und zu etwas Meßbares, ein Ergebnis meiner Arbeit – und sei es nur am heimischen Bügelbrett. Denn was mache ich schon den ganzen Tag: Ich rede über Dinge, die man nicht sieht, über Gott, wenn es gut läuft, über Moses und Jesus,

über Mohammed und Nikotin, über Liebe, Sex und Dritte Welt, über Streß und Gewalt, Nächstenliebe und Fremdenhaß. Und dann stehe ich oft nach einem langen Vormittag allein an der U-Bahn, erschöpft vom Reden und Hören und habe doch keine Ahnung, was all das heute bewirkt hat. Ob es geholfen hat oder nur fades Geschwätz war, ob es nur ein paar Stunden mehr waren im tristen Grau eines Schülerlebens, oder ob ein paar Farbklekser erkennbar waren.

Mir bleibt nur die Hoffnung, daß doch etwas hängenbleibt und sich einnistet, irgendwo zwischen Seele und Herz.

Vom unsichtbar Erkennbaren zwischen Seele und Herz

Blöd sei er, ein Wichser und Ficker. Ein Assi und in die Fresse gehört es ihm, aber ordentlich und nach Scheiße stinkt er auch. Jörg schlägt zurück – nicht nur mit der gängigen Fäkalsprache, er tritt und fuchtelt wild mit den Armen um sich.

Nur mit körperlichem Einsatz schaffe ich es, die drei Halbstarken davon abzuhalten, weiterhin auf Jörg herumzutrampeln – wörtlich gemeint! Ein paar Stinkefinger werden noch gezeigt, dann habe ich den Deckel auf dem Topf der Aggression stark genug befestigt und das Brodeln darunter bleibt verborgen.

Programmänderung: Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Ich erzähle es den Drittklässlern stark verfremdet, so als sei ich der Überfallene, und es hilft mir nur so ein „verschissener Türke“, keiner sonst. Und auch am nächsten Tag besucht mich nur dieser „Kanake“ im Krankenhaus. Meine drastische Erzählweise hat sichtlich beeindruckt, und deshalb wollen auch alle gerne die Geschichte nachspielen. Ganz und gar nicht zufällig und doch ohne große dirigistische Fingerzeige spielt zunächst der so verhaßte Jörg den Überfallenen und die drei Kampfhähne, zwar widerwillig – aber es ist ja nur ein Spiel – die Vorübergehen-